Eduard Schweizer

Mein theologischer Weg. — Für WIARD POPKES — — zu seiner Emeritierung, — — Elstal bei Berlin, 8.2.2002

1. Mein Weg in die Theologie

Mein Weg in die Theologie beginnt schon in meiner Schulzeit. 1930 musste ich mich für ein Freifach in den letzten zwei Schuljahren zwischen Englisch und Hebräisch entscheiden. Ich war damals in einer fast einzigartig freien und lebendigen Schülergruppe, die einmal wöchentlich abends zu Vorträgen, Diskussionen und Bibelarbeiten (gefolgt von Tee und Gebäck!) zusammensaß, und zwar im Ringgässli in Basel, wo die Herrnhuter Brüdergemeine (im Rahmen der Landeskirche) diesen Dienst anbot. Der junge Prediger, der sie leitete, ging damals durch eine sehr schwere Periode. Seine Braut verließ ihn nach fünf Jahren Verlobungszeit, weil er mit seinem kleinen Gehalt noch immer keinen Ehestand gründen konnte, was damals jede engere, auch sexuelle Gemeinschaft ausschloss. Vielleicht hat er deswegen mit Gott gehadert und gefragt, warum ihm das geschehen sei. Aber in dieser Schülergruppe lebte auch ein etwa 17-jähriger Jüngling, der von diesem Hintergrund nichts wusste und doch monatelang, auch in einem Ferienlager, erlebte, wie ein junger Mensch, nicht viel älter als er selbst, seinen Glauben durch eine schwer belastete Lebensphase hindurch lebte. Das gab mir den letzten Anstoß, mich für Hebräisch und damit für das Theologiestudium zu entscheiden.

Ich begann mit dem Studium im Sommersemester 1932 in Basel. Damals herrschte dort an der theologischen Fakultät noch ein ehrlicher und achtbarer Liberalismus, der aber den „Einbruch Gottes senkrecht von oben“, den wir suchten, nicht aufzeigen konnte, uns daher nicht fruchtbar und zukunfteröffnend erschien.

Frech und ein wenig naiv zog ich gleich schon für das zweite Semester nach Marburg, und zwar wegen des Vortrags eines Missionstheologen aus Marburg, HEINRICH FRICK, am Basler Missionsfest. In Marburg hörte ich aber auch bei RUDOLF BULTMANN hellenistische Religionsgeschichte (das gab es damals noch!), bei HANS VON SODEN Korintherbriefe und besuchte bei HEINRICH SCHLIER (der damals noch protestantisch war) das Proseminar. Nach dem Prope in der Schweiz kehrte ich im fünften Semester wieder nach Marburg zurück und belegte bei BULTMANN die Korintherbriefe und dazu den Römerbrief, den er an Stelle SCHLIERS lesen musste, den die immer autoritärer werdenden Behörden nach Halle versetzt hatten. Am Semesterende lautete in einer Art Bänkelsang mein erster (völlig unbedeutender) Protest gegen die kommenden Nazis: „Doch den Hallensern sagen wir / mit Betonung *unser* SCHLIER.“ Ent-

scheidend für mich war BULTMANN'S Seminar. Als eine Art Initiationsopfer für ihn las ich auf einer Wochenendreise nach Magdeburg trotz meines Enthusiasmus für Eisenbahnfahrten ADOLF JÜLICHER'S Gleichnisbuch und wählte darum für mein Kurzreferat im Seminar das Thema: „Die Gattung der johanneischen Bildreden“. Ich musste feststellen, dass sie weder Gleichnisse noch Allegorien sind, sondern direktausagen über eine freilich nur dem Glauben zugängliche Wirklichkeit, so dass also umgekehrt das, was wir gewöhnlich „Leben“ oder „Licht“ oder „Brot“ nennen nur schwache Abbilder des wahren Lebens, Lichts und Brotes sind. Mit BULTMANN'S ermunternder Zustimmung waren Thema und Ergebnis meiner Dissertation von 1939 schon 1934 geschenkt. Im sechsten Semester schlossen sich „Johannes“ und „Neutestamentliche Theologie“ bei BULTMANN an.

Im siebten Semester zog ich zu EMIL BRUNNER nach Zürich. Ich begleitete ihn nach jeder Vorlesung nach Hause, immer noch weiter diskutierend oder fragend. Was für eine Zumutung das war, merkte ich erst viel später. Im achten Semester wollte ich nur noch in meiner Heimatstadt Basel mich auf das Schlussexamen vorbereiten. Aber völlig unerwartet lasen da KARL BARTH und KARL LUDWIG SCHMIDT, beide von Hitler-Deutschland ausgewiesen. Ich vergaß also alle Examensvorbereitungen und besuchte bei beiden alles, was möglich war. Bei BARTH saßen wir jede Woche einen Abend lang zu viert oder fünft im Spezialseminar in seinem Heim. Dort bat er mich bald, ihm einmal BULTMANN zu erklären, er wolle ihn verstehen. Einen ganzen Abend lang hörte er nur zu und stellte höchstens Verständnisfragen. Seine eigene Position stellte er erst eine Woche später zur Diskussion. So konnte ich nie Bultmannianer oder Brunnerianer oder Barthianer werden, sondern wurde von Anfang an in das Gespräch der „drei großen B“ geworfen. Dabei war der Segen Gottes, der bei allen nicht immer sanften Auseinandersetzungen auf jener Zeit lag, die gemeinsame Überzeugung, dass es um den Einbruch Gottes in die Welt ging, wie immer man ihn beschrieb, nicht um die mehr oder minder aktive oder passive Religiosität des Menschen.

Nach einem praktischen Halbjahr bei GOTTLÖB WIESER in Wattwil wurde ich im Herbst 1936 ordiniert. Da zwei Pfarrer und ein Vikar in einer Gemeinde im Basler Industrie- und Hafenviertel (mit 13 500 Gemeindemitgliedern) gleichzeitig ausgeschieden, musste ich dort einspringen und z. B. abends zwischen fünf und sechs Uhr 100 Konfirmanden unterrichten (die Konfirmandinnen wollten sie mir nicht überlassen), was einige Konzentration erforderte. Aber ich lernte in vielen Gesprächen bei Hausbesuchen und im Zusammensein mit jungen Menschen sehr viel, was ich weder in meinem behüteten Elternhaus noch auf der Universität lernen konnte. Daran schloss sich eine von Grund auf gute Zeit als Pfarrer in einer Bergbauerngemeinde an, bis ich nach fast einem Jahrzehnt kurz nach Kriegsende 1946 als Professor nach Mainz und dann nach Bonn berufen wurde und schließlich ab Herbst 1949 mein dreißigjähriges Lehramt an der Universität Zürich übernahm. Sieben Semester Lehramt in den USA, zwei in Australien und eines in Japan kamen im Austausch mit amerikanischen Kollegen oder nach meiner Emeritierung dazu.

2. Prägung durch RUDOLF BULTMANN

RUDOLF BULTMANN hat meinen Glauben befreit von der Verwechslung mit einem bloßen Für-wahr-Halten und hat zugleich unbestechlich die Vorordnung des Wortes Gottes vor aller Religiosität, die sich auf eigene Gefühle konzentriert, in mir fest verankert. Es geht von mir die (historisch belegbare) Legende um, ich hätte im Seminar ein einziges Mal (wirklich nur ein einziges Mal?) meinen Ärger gezeigt. Es waren damals nur die fünf Verse 1. Kor 15, 1-5 vorzubereiten, und niemand wusste, was für eine Form ἐγήγερται („er ist auferweckt worden“) war. Es ist ein Perfekt, das im Unterschied zu den Aoristformen „Christus starb – wurde begraben – erschien dem Kephais“ betont, dass sein Status als Auferweckter noch immer anhält, nicht nur vergangenes Ereignis ist. Es war bei mir ein Nachhall BULTMANN'SCHER Erziehung zu unbestechlicher Treue dem Text gegenüber. Als guter Pädagoge sagte er übrigens immer erst am Ende einer Seminarsitzung: „Ach, Herr Schweizer (oder Müller usw.), Sie könnten heute das Sitzungsprotokoll schreiben.“ Zugleich lernte ich bei BULTMANN, Texte existential, d. h. in ihrer Bedeutung auf unsere Existenz hin, zu interpretieren. Das war das Erbe des Pietismus, aber jetzt befreit von einer übermäßig individualistischen Zuspitzung auf mich, in der meine sündigen oder bekehrten Gefühle und Erfahrungen wichtiger wurden als der Zuspruch des Heils. Dennoch war von hier aus eine Tür offen zu einer (heute modernen) Religiosität, in der alles Mögliche zur Basis meiner neuen Existenz werden kann.

Doch bei BULTMANN standen Paulus und Johannes, der schon im Prolog bezeugt, dass das „Wort“ (der Logos) „Fleisch annahm und voller Gnade und Wahrheit ist“ (Joh 1, 14), im Zentrum. Johannes versteht also Jesus als Wort Gottes an uns und sieht die Kinder Gottes als die, die dieses Wort („den Logos“!) annahmen (Joh 1, 12). Für Paulus ist das Wort, das er verkündet, Tod und Auferweckung Jesu Christi (1. Kor 15, 2-4). Es ist nicht zweideutig, weil der gepredigte Christus Jesus nicht Ja und Nein, sondern ganz und gar Ja ist (2. Kor 1, 18f.). Im verkündeten Evangelium offenbart sich nämlich „die Gerechtigkeit Gottes“ (Röm 1, 7), der den Sünder freispricht, ohne Verdienst, nicht aufgrund seiner Leistung, sondern allein aufgrund der Barmherzigkeit Gottes, der selbst den Gottlosen gerecht spricht (Röm 4, 5). Das war die Befreiung, die seither mein Leben bestimmt (sogar in Zeiten, in denen mir das nicht bewusst ist): Ich bin nicht der, als den ich oder andere mich sehen; ich bin der, als den *Gott* mich sieht. Wer das so weiß, dass es ihn wenigstens einigermaßen ausfüllt, der lebt frei. So frei, dass er z. B. ganz natürlich dafür sorgt, dass Kollegen berufen werden, die voraussichtlich mehr Studenten anziehen werden als er. So hat sich für mich mit HANS CONZELMANN z. B. eine sehr fruchtbare und neidlose Zusammenarbeit und Freundschaft ergeben.

Doch war mit BULTMANN'S scharfer historischer Kritik, nach der, wie man sagte, die echten Jesus-Worte auf einer Postkarte Platz hätten, das *Problem der Historizität* aufgebrochen. „Geschichte“ ist sicher nicht ein „Mythos“, der ewige Wahrheiten in Form einer Erzählung verkündet. Sie ist aber auch nicht „Historie“, in der nur Fakten berichtet und von ihrer Deutung klar unterschieden werden. In der Schweizer

Geschichte sind Sagengestalten wie Wilhelm Tell oder sagenhaft verklarte historische Gestalten wie GILBERTE IN COURGENAY, die mein Patenonkel während der Grenzbesetzung im Jura noch als Wirtstochter sah (obwohl er sich nur noch erinnerte, dass sie jedes Mal fluchten, wenn sie schon wieder in dieses Kaff abkommandiert wurden). Nach dem Lied aber, das man von ihr sang, kannte sie 300 000 Soldaten und alle Offiziere. Das wirkte im Zweiten Weltkrieg als leuchtendes Beispiel im ganzen Land. Ähnliches gilt nach der Apostelgeschichte (4, 16) auch für das Verhalten des Petrus und Johannes vor Gericht. Wesentlich für den Leser ist dabei nicht, ob sie wörtlich gesagt haben: „Es ist uns unmöglich nicht zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben“ (V 20), oder das ausführlicher formuliert oder nur mit ihrem Verhalten ausgedrückt haben. Wesentlich bleibt jedoch, dass Gottes Wirken in Jesu Nachfolgern (nicht beweisbar, aber dem Glauben sichtbar) innerhalb von Raum und Zeit Wirklichkeit geworden ist.

Darum ist auch das Alte Testament nicht nur Bericht von historischen Ereignissen, sondern vor allem Zeugnis des Glaubens, der Gottes Handeln in der ganzen Geschichte Israels sieht. Man wird es also nicht wie BULTMANN als Zeugnis für die geschichtliche Prägung der Juden auf die gleiche Stufe stellen können, mit der entsprechenden hellenistischen Literatur in der Geschichte der Griechen, die ja nicht beansprucht, darin das Handeln Gottes zu sehen. Sätze griechischer Philosophen kann man mit Sätzen der Weisheit im Alten Testament vergleichen, schwerlich aber die Aussagen des Alten Testaments vom Handeln Gottes in Israel mit griechischem Geschichtsverständnis. Gott hat nach alt- und neutestamentlichem Glauben eine besondere Geschichte seines Eigentumsvolkes begonnen, wie das mit keinem andern Volk der Fall war. Darum ist das Alte Testament nicht in derselben Weise Vorstufe des Neuen Testaments wie das Corpus Hermeticum. Eine solche Erkenntnis ändert nichts daran, dass BULTMANN ein tieffrommer Mann war, der sich im damaligen Kirchenkampf auf die Seite der „Bekennenden Kirche“ stellte und energischen Widerstand gegen den „Arierparagraphen“ leistete, der die Kirche auf ihre „arischen“ Mitglieder einschränken wollte. Auf unseren Wunsch hin hielt er auch mit uns vor der Vorlesung eine Kurzandacht mit Wort und Lied, freilich in der Kapelle, um die Unterscheidung von Verkündigungszuspruch und Lehre nicht zu verwischen.

Nach Kriegsende besuchte ich BULTMANN von Mainz her. Das war trotz der überfüllten Züge keine besondere Leistung, da ich als Ausländer im Wagen der französischen oder amerikanischen Besatzung fahren konnte. Weil telefonische Anmeldung nicht möglich war, nahm man jeweils einige Kartoffeln oder etwas Reis mit im Rucksack. Beim Abschied am Marburger Bahnhof brach noch einmal das alte Problem auf, ob es genügt, das Gotteswort als „Kerygma“, als je mein Leben anredenden Zuspruch aufzufassen oder ebenso eindeutig auch als Bericht von Gottes Handeln in der Geschichte der Menschheit. Ich sagte zu BULTMANN ungefähr: „Sie haben uns einmal erklärt, der Philosoph könne zwar dasselbe sagen wie der Theologe, aber nur dieser wisse um das Gewicht der Sünde (*quanti ponderis sit peccatum!*), jener nicht. Was heißt das? Besteht die Bedeutung Jesu, auch seines Todes und seiner Auferstehung nur darin, mich zu motivieren, die gleiche Lebensanschauung zu überneh-

men, wie er sie verkündete und lebte?“ Er antwortete: „Es kommt darauf an, wie Sie motivieren verstehen“ – wobei der einfahrende Zug die Diskussion abbrach. Es lohnt sich, darüber nachzudenken. Versteht man Motivation nicht rein intellektuell, sondern als mein Leben verwandelndes Ereignis, ist damit der Übergang vom Unglauben zum Glauben ausgesagt. „Glaube“ umfasst dabei nicht nur Gottes Handeln an unserer Seele, sondern auch das ihm immer schon vorausgegangene und das kommende an und in unserer von Zeit und Raum bestimmten Welt. So wenig die Ostererscheinungen die Auferstehung Jesu *beweisen* können, so wenig ist Ostern *nur* der Tag eines Sinnwandels der Jünger und Jüngerinnen. Gottes Handeln ist auch, aber nicht *nur* ein Handeln an ihren Herzen.

Neuerdings wird dieses Problem z. B. von JOACHIM GNILKA (Theologie des NT, Freiburg i. Br. 1999, S. 152) aufgenommen, der an ERNST KÄSEMANN erinnert, der in den Evangelien die Zeugen für das Einmal im Unterschied vom Ein-für-Allemaal (präziser wäre „Ein-wie-Allemaal“) sieht: Wie bei der Schöpfung ist auch bei der Heilzusage nicht nur Gottes andauernd schöpferisches Handeln Glaubensgrund und -inhalt, sondern auch sein einmaliges Erschaffen, für das ich heute danken kann. In solchem Danken-Lernen gründet unser heutiges Glauben-Lernen.

3. Prägung durch EMIL BRUNNER

Auch bei EMIL BRUNNER in Zürich lebte das Bewusstsein von der geschichtlichen Einmaligkeit des Handelns Gottes. In Jesu Passion ging es „um wirkliche Hingabe, nicht gleichsam ein im Himmel verabredetes Spiel“ (Der Mittler, Zürich 1947, S. 449), also nicht nur um Gottes andauerndes Leiden an seiner Welt und der Sünde der Menschen (auch in seiner Kirche!). Vor allem lernte ich bei ihm predigen, also biblische Wahrheit in die jeweilige Situation hinein übersetzen. Das hieß zunächst durchaus auch: in meine individuelle Situation hinein, wie es in der von KARL BARTH skeptisch beobachteten damaligen Oxford-Bewegung¹ geschah. Hier wurde versucht, durch Zeugnisse von Menschen ohne kirchliches Amt, oft auch ohne kirchliche Tradition, andere zum Glauben aufzuwecken oder ihren Glauben stärker in ihre Berufs- und Lebenswelt hinein lebendig werden zu lassen. Darin zeigte sich auch schon ein neues Interesse an der gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Welt und deren Strukturen und Problemen. Die große Aktion „Zürich wohin?“, die weithin auch von Menschen ohne kirchliche Anstellung getragen war, war ein Aufbruch zum Ausruf des Evangeliums über die kirchlichen Grenzen hinaus. Gerade in unserem Wohnquartier Fluntern gibt es noch immer bekannte und unbekannt Mitarbeiter im kirchlichen Leben, die damals gewonnen wurden. EMIL BRUNNER verdanke ich auch das dauernd neue Suchen nach einer einfachen und verständlichen Sprache gerade bei inhaltlich schwierigen Aussagen. In theologischen

¹ Vgl. K. BARTH - E. THURNEISEN: Briefwechsel, Band 3, 1930-1935 (K. BARTH: Gesamtausgabe V. 3), Zürich 2000 (Register).

Diskussionen habe ich oft Studenten gebeten, ihren Beitrag nochmals so zu wiederholen, dass auch Erstsemestrige ihn begreifen könnten.

4. Prägung durch KARL BARTH

Entscheidend für mich war die Begegnung mit KARL BARTH, nicht nur in meinem Basler Examenssemester, sondern auch während meines stellvertretenden Dienstes in Basel als Pfarrer der Matthäusgemeinde. Die Frage an eine rein existenziale Interpretation ist die nach der Wertung meines oder auch des allgemeinen Glaubens in seinem Verhältnis zu den Heilsereignissen. Fängt denn Gottes Handeln erst mit unserem Glauben an? Gewiss ist unser Glaube immer schon Wirken Gottes; aber ist das alles? Wenn wir Gott als den Schöpfer loben, hieß das nicht *nur*, dass er immer, auch in meinem Glauben jetzt schöpferisch wirkt, sondern auch und primär, dass dieses sein Wirken einmal in der Erschaffung des Universums und der Erde Gestalt angenommen und so unsere Existenz überhaupt erst möglich gemacht hat. Das gilt auch für sein Heilshandeln, das grundlegend in der Fleischwerdung seines Wortes (also seiner Zuwendung zu uns) in Jesus Gestalt angenommen hat (Joh 1, 14).

Damit stehen wir vor dem Problem der *Heilsgeschichte*. Wie könnten wir sie je objektiv festlegen? Wer in Israel sollte sie erkennen in der völligen Niederlage seines Volkes und der Zerstörung des Hauses Gottes in Jerusalem? Dort herrschte die Gewalt in Gestalt der Büste des römischen Kaisers, der angebetet wurde, wo früher Jahwe Loblieder gesungen und Opfer gebracht wurden. Israel, Gottes eigenes Volk war vertrieben aus dem ihm von Gott geschenkten Land in ein Land, in dem die Götzen regierten. Und doch wurden ihm in dieser Zeit die wichtigsten Propheten und Psalmsänger geschenkt. Nur fragend und nicht belehrend, nur staunend und nicht immer schon wissend kann man, von Gott selbst überwältigt, *hinterher*, wenn Gott schon vorbeigegangen ist, seine Spuren entdecken, wie es Mose nach 2. Mose 33, 22f. geschenkt wurde. Aber eben: Seine *Spuren*, nicht das bloße „Dass“ BULTMANNNS (dass nämlich Jesus gekreuzigt wurde – was ja niemand ernsthaft bezweifelt). Freilich auch nicht umgekehrt eine noch so logische Opfertod-Theorie, mit der Gottes Handeln wieder bewältigt werden könnte. Nach dem Neuen Testament muss nicht Gott versöhnt werden (was höchstens im Hebräerbrief anklingt), sondern der *Mensch*. Der gleicht einem Kind, das im Trotz von der Mutter weg in den Garten hinausrennt, wo es anfängt zu dunkeln und zu regnen. Dann muss nicht die Mutter versöhnt werden, sondern das Kind. Sie geht zu ihm hinaus, nimmt es an ihre Hand und holt es in die Wärme der Stube und damit in ihre eigene Wärme zurück. Darum werden die an sich richtigen Wörter „Opfer“ und „Sühne“ falsch, sobald sie zur *Erklärung* werden, mit der wir das Wunder der Liebe Gottes bewältigen wollen, statt staunend und stammelnd von der Erfahrung dieser Liebe zu erzählen. Vielleicht müssen wir heute wieder lernen, das Wunder von Joh 1, 14 zu verstehen im Staunen über Gottes *Solidarität* mit den Menschen, als seine heilvolle Gegenwart nicht nur auf den Höhepunkten menschlichen Lebens und Wirkens, in MICHELANGELOS Ge-

mälden in der Sixtinischen Kapelle oder in BACHS Kantaten, sondern ausgerechnet in Qual und Verlassenheit eines Sterbens am Kreuz. *Dort* war nämlich Gott, nicht in dem herrlichen Tempel, von dem die Jünger sagten: „Meister, siehe, was für Steine und was für Bauten!“ (Mk 13, 1). Ich weiß von einem Mann, der eine Nacht in einem südamerikanischen Folterkeller zugebracht hat. Der sagte, ihm seien da all seine Glaubenssätze zerbrochen, er habe nur noch gewusst: „Da ist Jesus auch gewesen“ (und er meinte damit: „Da war *Gott* auch“). Das ist das Wunder des Karfreitags, dem wir hinterher zitternd und staunend nachsehen können: *So* unvorstellbar, niemals voraussehbar, auch nachträglich nicht erklärbar ist Gott mit uns Menschen solidarisch bis hinein in die tiefste Hölle menschlicher Erfahrung, in der alle auswendig gelernten Liedverse und Trostworte versagen. Auch das ist ein Bild, aber heute vielleicht verständlicher als das vom „Opfer“. Es erfasst auch Sünde grundsätzlich als Gottesferne des Menschen, nicht nur als moralisches Defizit.

Auch diese, in Jesus gestaltgewordene Zusage Gottes ist Jahrtausende vor meinem ersten Gedanken an und über Gott erfolgt. Dieser Einbruch Gottes „senkrecht von oben“, um das Schlagwort von damals zu gebrauchen, stand bei BARTH eindeutig im Zentrum. Bei ihm und auch bei HELMUT VISCHERS Versuchen, Christus im Alten Testament aufzuspüren, wurde mir bewusst, dass Altes und Neues Testament *auch* (nicht *nur*) Geschichtsbücher sind. Nicht so, dass bloße Fakten Gott offenbaren würden. Eine wunderbare Heilung kann Gottes Handeln, die Kunst des Arztes oder die Unberechenbarkeit des Schicksals offenbaren. Wohl aber so, dass damit festgehalten wird, dass Gottes Wort immer auch Schöpfungswort ist, das sich in konkretem, in Raum und Zeit angesiedeltem Geschehen erweist, von dem der Glaube *erzählen* kann. So ist Gott immer schon da, längst bevor wir von ihm wissen und an ihn glauben lernen. Gottes Liebe ist nicht nur Gefühl, sie ist immer auch Berichtbares, dem Glauben erkennbares Handeln, selbst wenn nur der Glaube es als solches erkennt. Daher zählen die Glaubensformeln nicht unsere Gefühle und Erfahrungen auf, sondern grundlegend die Ereignisse, in denen der Glaube Gottes Taten erkennt. Darum ist die Bibel in beiden Testamenten *auch* Geschichtsbuch.

5. Zusammenschau

RUDOLF BULTMANN gehört zu denen, die BARTHs Römerbriefauslegung (München ²1921) bei allen kritischen Fragen dazu „in der Hauptsache freundlich begrüßt“ hat (ebd. ³1992, XIX). So mündet der Weg von BULTMANN zu BARTH in gewisser Weise auch wieder bei jenem. Vielleicht gilt das auch von meinem Weg von BULTMANN zu BARTH und von dort sachgerecht auch wieder zu BULTMANN, dem ich schon zu Beginn meines Studiums und für mein ganzes Wirken so viel verdanke. Mit seiner strengen historischen Kritik hat er meinen Glauben befreit von einem ängstlichen Bibellesen, das schon die *Frage* unterdrückt, ob dieses oder jenes sich auch historisch so ereignet hat. Er hat mir zugleich den Blick für das Wichtigere, nämlich die Bedeutung des Wortes als meinen einzigen Trost im Leben und im Sterben (Heidelberger Kate-

chismus, Frage 1) geschenkt. EMIL BRUNNER hat meinen Blick in die Welt, die auch gesellschaftlich, sozial und politisch bestimmte Welt, geöffnet und dabei die Sprache meiner Verkündigung geprägt. Er betonte, dass die Leute nach der Predigt still oder auch aufbegehrend heimgehen sollten, aber jedenfalls nicht achselzuckend, weil sie die Botschaft der Predigt nicht verstehen konnten. Manchmal denke ich, dass das Zweite wohl selten bei meiner Verkündigung geschah, dass es aber zu meinen wichtigsten Sünden gehören könnte, dass ich mir so wenig Feinde geschaffen habe mit der Predigt. KARL BARTH hat mich befreit von einer ängstlichen oder auch selbstzufriedenen Beschäftigung mit meinem Glauben und seinen Anfechtungen oder Erfolgen zum getrosten Achten auf das, was Gott an mir getan hat, schon längst bevor ich auch nur davon gehört hatte, und an mir tun wird, längst nachdem meine irdische Existenz an ihr Ende gekommen sein wird. Ohne BULTMANN'S Anliegen ernst zu nehmen, hätte mein Glaube zur Ideologie werden können, mit der ich mir ein Brett in den Sumpf legen möchte, das doch gleich wieder versinkt. Ohne BARTH'S Anliegen ebenso ernst zu nehmen, könnte mein Glaube zur endlosen (existential interpretierenden) Beschäftigung mit mir selbst und zur Schizophrenie geworden sein. Zweifellos geht es nicht um ein Entweder-Oder, auch nicht um eine unveränderliche Aufteilung in Prozentzahlen, sondern um eine Frage des jeweils gottgewollten Akzents. Das gilt auch für das Neben- und Miteinander von Volkskirche und Freikirche, das einerseits die alles einschließende Barmherzigkeit Gottes betont, andererseits die immer neue Entscheidung des Glaubens, und wir können nur Gott von Herzen bitten, uns das zu schenken, was hier und jetzt notwendig ist. Dazu dienten bei mir vor allem die vielen nicht auflistbaren Begegnungen mit lebendigen Menschen, auch außerhalb von Studium und theologischer Denkarbeit, zu denen neben vielen anderen meine Eltern, meine Frau und unsere Kinder, aber auch Studenten wie WIARD POPKES gehörten, und in all diesen Begegnungen der, von dem abschließend zu sagen ist: SOLI DEO GLORIA.

Prof. Dr. Eduard Schweizer

Restelbergstraße 71

CH-8044 Zürich